

# **Die Zeit – Wirtschaft : Die Rückkehr der Retter**

Die Zeit, Hamburg, Germany  
Die Zeit, Hamburg, Germany

# DIE ZEIT

Die Rückkehr der Retter

Eine neue Garde von Milliardären und Wissenschaftlern will die Armut abschaffen. Warum soll es diesmal gelingen?

Von Thomas Fischermann und Claas Pieper

Am 9. September 2004 begann Patrick Mutuos Auftrag in Sauri. Er fuhr an Lehmhütten mit Blechdächern vorbei, hinterließ Reifenspuren im aufgeweichten Hochlandboden, und hinter seinem Auto liefen Trauben staunender Kinder her. Besuch kam selten in dieses 5000–Einwohner–Dorf in Kenia. Es gab hier keinen Strom und keinen Arzt, viele Kinder hungerten, und jeder zweite Bewohner litt an der Malaria. Mutuo wollte mit den Leuten von Sauri reden, sie beriefen eine Dorfversammlung ein. 350 Leute kamen und lauschten dem kräftigen Mann mit der festen Stimme und der Gelehrtenbrille auf der Nase.

Am 5. Dezember 2006 schickte Mutuo eine EMail an die Vereinten Nationen, seinen Auftraggeber. »Malaria–Rate auf 12 Prozent gefallen«, stand darin, und es war nicht der einzige Erfolgsbericht aus Sauri. Zwei Jahre sind vergangen. Imprägnierte Moskitonetze verschleiern jetzt die Schlafplätze. Die Kinder essen jeden Tag in der Schule. Die Erwachsenen haben auf ihren Feldern eine Rekorderte eingefahren, in der Lagerhalle stapeln sich 10000 Maissäcke, jeder 90 Kilo schwer. Woher dieser Wandel, warum in so kurzer Zeit?

Mutuo, ein studierter Forstwirt und Ökologe, erklärte den Landwirten von Sauri damals, warum sie von ihrem Mais kaum noch überleben konnten. Die lehmigen Böden waren von der jahrelangen Monokultur ausgelaugt, ihnen fehlten Phosphor und Stickstoff. Mutuo redete nicht nur schlaue daher, er brachte auch Geld für Kunstdünger mit, und unter seiner Anleitung zogen sechs Entwicklungshelfer in Sauri ein.

Mutuo konnte so viel in Bewegung bringen, weil er zu den 256 Entwicklungsexperten im Team von Jeffrey Sachs gehört. Dieser selbstbewusste Professor an der Columbia–Universität in New York hat ein fast unmögliches Ziel: Er will die Millenniumsziele der Vereinten Nationen (UN) doch noch verwirklichen, die sich 189 Staatschefs im Jahr 2000 gesteckt und seither regelmäßig bekräftigt haben. Dafür müsste bis 2015 die »extreme Armut« halbiert werden, also die Zahl derer, die weniger als einen Dollar pro Tag zum Leben haben. Aids und Malaria müssten bekämpft werden, alle Kinder zur Grundschule gehen und dergleichen mehr. Jeffrey Sachs hat Patrick Mutuo nach Sauri geschickt, damit er zeigt, wie man das macht.

**Eine neue Generation von Machern** glaubt, dass man die Armut wirklich abschaffen kann. Es sind andere Akteure als früher, Milliardäre wie George Soros oder Bill Gates und ehrgeizige Ökonomen wie Sachs. Sie versuchen, in kürzester Zeit sichtbare Erfolge zu erzielen, ignorieren Bedenken ihrer erfahreneren Vorgänger und verbreiten gerne Optimismus. Sachs zum Beispiel hat ein unbescheidenes Buch über das *Ende der Armut* geschrieben, pflegt Beziehungen zu Staatschefs und milliardenschweren Spendern, wirbt gelegentlich mit Prominenten wie Angelina Jolie und Bono für mehr Armenhilfe. »Wir können aufhören, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen«, sagt Sachs. »Unsere Instrumente zur Armutsbekämpfung sind leistungsfähiger denn je.«

So ähnlich denkt sich das auch der reichste Mann der Welt. Bill Gates und seine Frau Melinda wollen drei Milliarden Dollar jährlich ausgeben und damit überwiegend Krankheiten in armen Ländern bekämpfen: Malaria und Tuberkulose, Aids und Kinderlähmung. Ihre Bill & Melinda Gates Foundation legt Impfprogramme auf und lässt professionell wie ein Pharmakonzern neue Arzneimittel erfinden. Auch den UN–Vizechef Mark Malloch–Brown kann man zu dieser Gesellschaft von Optimisten zählen: Er leitete lange Zeit das Entwicklungsprojekt der Vereinten Nationen (UNDP), will technische Errungenschaften zu den Armen bringen und das am liebsten mit Partnern aus der Unternehmenswelt tun.

## Die Zeit – Wirtschaft : Die Rückkehr der Retter

Dann ist da jene Gruppe amerikanischer, asiatischer und afrikanischer Forscher, die Mitte der neunziger Jahre eine erfolgreiche Reissorte namens Nerica für Afrika entwickelte. World Agroforestry Centre nennt sich der Forscherverband, der in aller Welt mit High-Tech-Methoden ermittelt hat, wie man auf kargen Böden erfolgreich Landbau treiben kann. Ein Machertyp auch der frisch mit dem Friedensnobelpreis geehrte Bankier Mohammed Yunus aus Bangladesch: Seine Kleinstkredite finanzieren Menschen Wege aus der Not ohne dass sie sich dabei wie Almosenempfänger fühlen.

Neu im Geschäft der internationalen Hilfe sind auch noch die Chinesen, die ihre Entwicklungserfolge im eigenen Land zunehmend auch in armen Ländern Afrikas und Lateinamerikas umsetzen wollen und die für Öl- und Handelsverträge im Gegenzug handfeste Dinge liefern: Dämme, Straßen, Eisenbahnen. »Die Chinesen bauen all diese Dinge und fackeln nicht lange«, erzählt Michael P. Moore vom Institute of Development Studies im englischen Sussex. »Vielleicht ist dieser Ansatz Afrikas große Hoffnung.«

Jeffrey Sachs, der Anführer dieser neuen Denkrichtung, legt auf eine Sache besonders viel wert: Bei aller Begeisterung für einzelne Technologien solle stets ein ganzes »Paket von Interventionen« geschnürt werden. Nur zusammen könnten sie ihre Wirkung entfalten: die Mückennetze, das bessere Saatgut, der neue Arzt, der Computer, die Eisenbahn, das Trainingsprogramm. So führt er es in seinen 79 Modelldörfern in zwölf afrikanischen Hungerzonen vor, von denen Sauri eines ist. Wenn die Armen erst »ihren Fuß auf die unterste Sprosse der Entwicklungsleiter gesetzt haben«, hofft Sachs, »sind sie im Allgemeinen in der Lage, auch die nächsten Sprossen zu erklimmen«.

»**Was für ein Technokrat!**«, schimpft Dirk Messner, als die Rede auf Jeffrey Sachs kommt. »Ein Revival der sechziger Jahre! Der glaubt doch: Wenn man genug Geld in die Hand nimmt, kann man alle Probleme dieser Welt lösen!« Dirk Messner denkt nicht nur Schlechtes über seinen Professorenkollegen Sachs – er lobt auch, dass dieser »eine große Öffentlichkeit« für die Armen hergestellt habe. Doch Messner kennt sich selbst gut aus mit den Fragen der Armutsbekämpfung und bleibt skeptisch. Der Chef des Deutschen Instituts für Entwicklungspolitik ist im 17. Stock eines Bürobaus im Bonner Tulpenfeld untergebracht, wo früher die Abgeordneten der Bonner Republik ein und aus gingen. Heute sind noch einige Beamtenilos übrig, wie das nahe Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ). Messners Experten rekrutieren sich aus der Szene der Entwicklungshelfer, sie arbeiten dem BMZ als »Denkfabrik« zu. In ihren Kreisen hat man schon manchen Weltverbesserer scheitern sehen.

Große Absichtserklärungen wie die Millenniumsziele sind schließlich immer wieder gemacht worden, »große Schübe« in der Entwicklungspolitik wurden immer wieder gefordert. Schon der US-Präsident Harry S. Truman wollte 1949 ein »kühnes neues Programm, um unterentwickelten Regionen Wachstum zu bringen«. »Zum ersten Mal in der Geschichte« wisse man, wie diese Hilfe auszusehen habe. Ein *takeoff*, ein Durchstarten der armen Menschen in der Welt, sei zu erwarten, schrieb der Ökonom Walt Rostow 1960 in seinem einflussreichen Werk über die *Phasen der wirtschaftlichen Entwicklung*.

In diesem Geiste wurden jahrzehntelang gigantische Straßen-, Staudamm- und Industrieprojekte in ferne Länder gestellt und wieder vergessen. Modelldörfer entstanden und gingen nach dem Abzug der Spender wieder ein. In den 1980er Jahren stieg man auf das Gegenteil um, forderte von den Entwicklungsländern eine rasche Privatisierung von Staatsbetrieben, eine Ausrichtung auf Exportmärkte und Kahlschläge in den Budgets, was vielerorts erst recht zu Hunger und Krankheiten führte. Unter Entwicklungsforschern setzte sich nach alldem die Einsicht durch, die Messner heute so ernüchtert präsentiert: »Gesellschaftliche Prozesse kann man von außen einfach nicht steuern«, Entwicklung sei komplex und vielerorts vielleicht hoffnungslos. Milde Gaben und technische Wunderwerke machten aus verarmten Menschen keine fortschrittsorientierten Zupacker.

**Als Patrick Mutuo nach Sauri kam**, hat er viel über technische Fragen geredet. Er hat sowieso viel geredet. Nach der Dorfversammlung überzeugte er die nahe städtische Verwaltung davon, sie solle drei Mitarbeiter für das Projekt freistellen, zwei weitere entsandten später die Vereinten Nationen. Sie starteten Umfragen über die größten Nöte im Dorf. Geografen werteten Satellitenbilder von Sauri aus und vermaßen die Ackerflächen. »Manche Landwirte dachten, sie würden jetzt enteignet«, erinnert sich Mutuo. Andere zweifelten an den

## Die Zeit – Wirtschaft : Die Rückkehr der Retter

neuen, unbekanntem Düngemittel: »Das verdirbt den Boden«, bekam er zu hören.

Zu bereden gab es vieles mehr. Das Budget war begrenzt, welche Medikamente sollten zuerst gekauft werden? Welcher Brunnen würde umgerüstet werden, um fortan das saubere Trinkwasser zu liefern? Sollten Zwiebeln oder Sonnenblumen angebaut werden? Darüber entschied nicht Mutuo, sondern ein hastig aufgebaute Dorfrat. Eine Woche nach Mutuos Ankunft hatten sich vier Ausschüsse mit 17 Mitgliedern gebildet – Wasser, Gesundheit, Finanzierung und Landwirtschaft. Im März 2005 schulte Pedro Sanchez, Direktor für Tropische Agrarwissenschaft an der New Yorker Columbia University, die Landwirte in hochmodernen Anbaumethoden. Im Juli öffnete die neue Krankenstation im Dorf, jeder Haushalt bekam imprägnierte Moskitonetze. Die Zweifel an Mutuo und seinen Helfern schwanden spätestens, als die Bauern im Juli 2005 eine Rekordernte auf ihren roten Lehmböden einfuhren. Ihre Erträge hatten sich verdreifacht. Zehn Prozent wurden einbehalten, um an der Grundschule ein Mittagessen zu verteilen. War das Entwicklungspolitik im Zeitraffer?

In Sauri können die Bauern heute einen Teil ihrer Ernte auf dem fünf Kilometer entfernten Markt in Yala verkaufen – Edward Oyier etwa, der heute 15 Säcke Mais erntet statt vorher nur fünf. »Früher war ich ein Farmer, um zu überleben, heute verdiene ich Geld damit«, sagt der 63-jährige Landwirt. In grauer Hose und kurzärmeligem weißem Hemd steht er auf seinem Feld und redet auf einmal wie ein junger Start-up-Unternehmer. »Hier gibt es jetzt richtig Wettbewerb um die größten Erträge«, sagt Oyier. Er investiert – in die Vielfalt seines Ackers, baut nicht mehr nur Mais an, sondern auch Bananen und Gemüse.

Was Oyier dafür brauchte, waren die Ratschläge der Experten und 91,50 Dollar an Finanzhilfen. Eine landwirtschaftliche Subvention. Kunstdünger, davon wusste man natürlich auch schon vorher in Sauri, doch er war zu teuer, nicht richtig geeignet für diese Böden und wurde deshalb nur punktuell benutzt. Über die faire Verteilung von Saatgut und Dünger wacht nun die Dorfgemeinschaft, die Hälfte der Finanzhilfen zahlen die Landwirte nach der Ernte zurück. Einen Teil seines Überschusses spart der Farmer Oyier übrigens. In drei Jahren ist – anders als auf Europas Farmen – Schluss mit den Agrarsubventionen. Dann soll er allein zurechtkommen.

**Reden, Reden,** Reden, möglichst viel Selbstbestimmung und das Einbinden lokaler Respektspersonen: Das gehört zu den Erfolgsrezepten der klassischen Entwicklungshilfe. Längst hat man die Erfahrung gemacht, dass angestoßene Projekte andernfalls schnell wieder in sich zusammenbrechen. Es mag ein wenig paradox erscheinen, dass Heilsbringer wie Mutuo mit ihren schlüsselfertigen Lösungen so viel Zeit aufwenden, sich bei den Leuten vor Ort rückzuversichern – aber Leute wie der Bauer Oyier sollen es am Ende ja als ihr eigenes Projekt betrachten.

Für Mutuo und seine Kollegen ist es wesentlich, dass sie die Unterstützung all ihrer »Partner« behalten, nicht nur im Dorf. Im fernen New York haben Sachs und seine reichen Freunde fünf Jahre lang ihre Unterstützung zugesichert, 70 Dollar pro Jahr und Kopf in Sauri. 40 weitere Dollar müssen von Spendern aus Kenia kommen, sodass man Mutuo am 8. Dezember im edlen Serena Hotel in Nairobi stehen sehen konnte, wo er mit Regierungsvertretern, Unternehmenschefs und örtlichen Wohltätern sprach. Die Sache wird ja erst richtig schwierig.

»Wir wollen das Projekt auf den ganzen Distrikt mit seinen 500000 Einwohnern erweitern«, sagt Glenn Denning, der ein Verbindungsbüro der Vereinten Nationen in Nairobi leitet und mit der halsbrecherischen Geschwindigkeit seines Projektes kokettiert. »Bis 2015 könnten die Millenniumsziele in ganz Kenia erreicht werden«, sagt Denning. Nur ein Modelldorf bauen? »So etwas kann ja jede Hilfsorganisation«, sagt er. Auch Denning ist hier, um etwas zu beweisen.

**Die Denkweise dieser neuen Macher** ist für manchen Entwicklungshelfer ein Albtraum. Als die Stiftung des Ehepaars Gates im Oktober eine Spende von 150 Millionen Dollar für besseres Saatgut (die »Grüne Revolution für Afrika«) bekannt gab, verschickte die amerikanische Gruppe Food First postwendend einen Protestbrief »Hunger hat nichts mit Mangel an Nahrungsmitteln zu tun, sondern mit der Verteilung der Nahrungsmittel«, schrieben die Aktivisten.

## Die Zeit – Wirtschaft : Die Rückkehr der Retter

Klar, was man in dieser Szene erst von Technikfans wie Nicholas Negroponte hält, dem prominenten Computerwissenschaftler vom Massachusetts Institute of Technology, der sich jetzt auch engagiert und jedem Kind einen Billigcomputer geben will. Der Entwicklungsforscher William Easterly von der New York University formuliert seine Sorgen so: »Wenn die utopischen Träume scheitern, wie sie es wieder tun werden, wird die Öffentlichkeit noch schlechter über die Entwicklungshilfe denken als bisher.«

Doch so leicht es wäre, Bill Gates, Jeffrey Sachs, Nicholas Negroponte und die vielen anderen als fehlgeleitete Utopisten abzuschreiben – es stimmt nicht ganz, dass solch »macherhaft« gewährte, technokratische Hilfe stets gescheitert ist. Wer die Bibliothek eines entwicklungspolitischen Instituts besucht, wird unter einem Berg von Evaluierungsberichten begraben, die vom Scheitern handeln – aber auch von überraschenden Erfolgen.

Dass billige Moskitonetze Leben retten, dass man sauberes Trinkwasser günstig bereitstellen kann, dass eine neue Schule auch eine Schulspeisung anbieten soll, solche Dinge weiß man längst. Dass »neue« Techniken wie widerstandsfähiges Saatgut, Software für Analphabeten, Dorfbeleuchtungen aus Leuchtdioden und abgasarme High-Tech-Hüttenherde viel nützen, ist ebenfalls erwiesen – schon weil sie in ehemaligen Entwicklungsländern wie Indien erfunden und dort lange eingesetzt wurden. »Alles nichts Neues«, sagt ein junger Ingenieur, der in New York für Jeffrey Sachs wissenschaftliche Vorarbeit macht.

Die Analyse der Optimisten lautet, dass diese Dinge an Orten beharrlicher Armut eben nie flächendeckend verbreitet wurden, nie mit langem Atem betrieben, nie in langwierigen Dorfversammlungen ausreichend auf die Bedürfnisse ihrer Endverbraucher abgestimmt. Weil große Projekte sowieso immer scheitern? Nein, dafür gibt es zu viele Paradebeispiele. Die grüne Revolution in Mexiko und Asien. Die Kampagnen gegen die Pocken, die Kinderlähmung, die Flussblindheit, die Masern.

Und was ist mit den Tausenden von Milliarden, die in den vergangenen 50 Jahren aus reichen in arme Länder geflossen sind? Alle in Bauruinen versickert, alle in den Taschen korrupter Despoten? Der jüngste Millenniumsbericht der Vereinten Nationen stützt sich auf Zahlen aus dem Jahr 2002, und damals flossen nach Schwarzafrika etwa 30 Dollar pro Kopf und Jahr – immerhin ein Viertel dessen, was nach UNDP-Berechnungen nötig wäre, um die Armut abzuschaffen. Doch andere Forscher haben längst gezeigt, wie der größte Teil dieses Geldes für Nothilfen und Entschuldungsmaßnahmen abgezweigt wurde, ein anderer für Monsterbehörden und Wissenschaftler in reichen Ländern. »Die positive Wirkung der Entwicklungshilfe ist vereitelt worden, weil die Hilfsflüsse nicht zuverlässig bei ihren Empfängern ankamen«, urteilten im Februar 2005 Experten beim Internationalen Währungsfonds. »Es ist kein Wunder, dass die Hilfe für Afrika so wenig gebracht hat«, sagt Jeffrey Sachs. »Schlicht, weil es so wenig Hilfe war!«

**Wie lange der Atem** für sein eigenes Projekt in Sauri reichen wird, ist freilich auch noch offen. Für fünf Jahre hat er die Finanzierung mit Hilfsgeldern der Vereinten Nationen und von reichen Spendern gesichert, gerade hat ihm der Großspekulant George Soros weitere 50 Millionen Dollar in die Hand gedrückt. Sachs geht offen damit um, dass seine Modelldörfer und –distrikte auch danach noch Unterstützung brauchen werden. Es ist Sachs' Version von Realismus, dass er sagt: Die Rettung wird teuer. Aber nicht teurer, versichert er, als die von der Staatengemeinschaft längst für die Entwicklungshilfe versprochenen 0,7 Prozent vom Bruttoinlandsprodukt.

Sparsam will der Ökonom trotzdem sein. Die Bauern aus Sauri werden bald selbst als Experten in die umliegenden Dörfer geschickt, in Crashkursen haben sie das richtige Düngen oder das Warten eines hygienischen Wassertanks erlernt. »Wir müssen diesen Technologietransfer mit minimalem Aufwand und schnell schaffen«, erklärt Guido Schmidt-Traub, der bei der UNDP für die Millenniumsdörfer mitverantwortlich ist. Nur mit Hilfen von außen sei das nicht möglich. »So viele Entwicklungshelfer gibt es ja gar nicht.«

### **Zum Thema**

Entwicklungshilfe und –politik – *Ein Schwerpunkt mit Hintergrundberichten und Reportagen* »

***Links zum Thema***

Gini-Koeffizient »

Tobin-Steuer »

UC Atlas of Global inequality »

World Income Inequality Database »

Poverty Net »

Weltentwicklungsberichte »

***DIE ZEIT, 28.12.2006 Nr. 01***

01/2006